

Der Sohn

Autor(en): **Schneider, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **54 (1928)**

Heft 29

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-461607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn

Herr Glepffkopf saß beim Abendschoppen am runden Stammtisch. Was jeder tun muß, wenn er ein Mann sein will. Wenigstens in unsern Breitengraden. Herr Glepffkopf war im Freundeskreis beim fünften Zweier angelangt. Was wiederum jeder Mann, wenigstens bei uns, spielend erreichen soll. Jeder rechte Mann sollte auch einen ungefähr erwachsenen Sohn haben, wie Herr Glepffkopf! Damit sich seine Freunde, die natürlich keinen haben dürfen, wahrscheinlich mit Lustern, zum Mindesten mit neidvollen Augen nach seinem Sprößling erkundigen können.

„Wie es meinem Sohn geht? Hohoho-hoho!“ Herr Glepffkopf wippt den Bauch mit der baumelnden Uhrkette triumphal belustigt. „Fragen Sie! — Ausgezeichnet!“ —

„Was er immer treibt?“ — Die wappenden, rotgeäderten Backen knallen über den Mund hinüber in peinlicher Entrüstung zusammen. „Treibt? — Wie stellen Sie sich meinen Sohn vor? — Er studiert!“ Herr Glepffkopf zieht mit gedankenumwölkt aussehender Stirn die dicke goldene Uhr aus der Tasche und streift mit geistvollem Auge das Zifferblatt. „Zawohl, er studiert! — Nationalökonomie! — Sie wissen nicht, was das ist? — Auf alle Fälle keine Kleinigkeit, mein Lieber. Mein Sohn ist immer in Gedanken, wenn ich ihn sehe. Er muß immer nachdenken; denn er liest in ungeheuren Büchern. So dick!“ Herr Glepffkopf hebt andächtig den einen Handrücken bis zur Höhe seines Weinglases, während der andere über seinen melierten Pelz huscht.

„Es ist keine Kleinigkeit!“ wiederholt er mit schütterndem Adamsapfel. „Ich predige ihm täglich: Ueberarbeite dich nicht! — Er wird bleich und bleicher und verliert den Appetit. Was kann ich tun? Er klopft mir nach allen guten Ratsschlägen mit siegreichem Blicke auf die Schulter: Papa, ich muß meinem Drange nachgeben!“ —

„Wann er fertig studiert haben wird? Hohoho!“ Herr Glepffkopf wühlt erhaben in den Hosentaschen. „Bei seiner Gründlichkeit! — Nächsten Frühling um die Zeit sind die Examina. Er könnte schon längst gehen; aber er geht erst nächstes Frühjahr, um alles erschöpft zu haben.“

„Was sagen Sie? Ob er nicht letzte Woche in den Examina gewesen sei? Und durchgefallen?? — Lieber Freund...!“ Herr Glepffkopf jagt krebsrot den Rest des Weines durch die empörte Gurgel und trommelt mit einem Fünfliber auf dem

Tisch nach der Kellnerin. — „Sie wissen wohl nicht, daß ich einen Keffen besitze, gleichen Namens wie mein Sohn, obwohl er ein Tüchtigut ersten Ranges ist! Ein Pagant und Nichtsnutz sondergleichen! Der sein Studium verbummelt und durch die Examina raffelt und seinem Vormund...!“ Herr Glepffkopf schiebt das Kleingeld mit hängenden Ohren in die Tasche zurück. — „Ich will Ihnen nicht sagen, was er seinem Vormund bereitet! — Der Vormund bin natürlich ich, lieber Freund. Daher die Verwechslung. Und Sie begreifen, daß mir die Galle steigt!“

Herr Glepffkopf nimmt mit gesträukten Augen den Hut und verabschiedet sich.

Er wird sich an einem andern Stammtisch anbiehern müssen. Hermann Schneider

Fort die Fremdwörter!

Begeistert schließen wir uns dem allenthalben aufflackernden Drang zur Reinigung unserer urwüchsigen Muttersprache vom Wust der Fremdwörter an.

An jedem unter euch, Mitbürger, ist es, die innigen heimatischen Laute aus der Verrohung, ja Zerrüttung durch fremdländische Brocken zu befreien.

Ruft euch das Lieblingslied eurer Kindheit noch einmal ins Ohr zurück, jene zarten Strophen:

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnensam, so traut, usw.!

Kommt euch nicht Beschämung an, daß ihr in eurer Sprache, diesem erhabenen Erbe von euren Vätern, noch Wortungestüme wie

Kilometer

ihr Dasein fristen laßt? Was (frage ich) kann sich der Durchschnittsbürger unter „Kilometer“ vorstellen? Wieviel klarer und eindeutiger ist nicht das Wort

Tausendmaß?

Zeitungen, Auslagen brüllen das Wort Radioantenne in die Luft. „Was soll das bedeuten?“ denkt der bescheidene Arbeiter. „Ich kann das Wort ganz und gar nicht verstehen.“ Er wäre sogleich im Klaren, entschloß sich man sich endlich zu der Verdeutschung Wellenmast.

Ich bedaure direkt jene noch immer nicht selten gewordenen Leute, die von einer

elektrischen Lokomotive fabeln. Wozu existiert eigentlich das gut deutsche Wort

bernkraftiger Ortsbeweger?

Dann sollten endlich die folgenden direkt unästhetischen Bildungen völlig ausgemerzt werden, die man immer noch da und dort anhören muß:

Mikroskop statt Kleinspäher,
Benzinautomobil statt Auspuffeigenläufer,
Rektor statt Richter,
Apotheker statt Ableger,
Photographenapparat statt Lichtschreibvorrichtung, usw.

Noch einmal: fort die welschen und antiken Anleihen! Es geht um Schönheit, Würde, Veredelung und Verdeutschung der deutschen Sprache!

Johs. Kernblut, Sekundarlehrer.

Gondelfahren

Das Gondel- oder Schifflifahren gehört im Sommer zum See wie das Baden. Da steht — freundlich lächelnd — am Hafen die Frau Vermieterin und ladet die Fremden gegen eine winzig kleine Vergütung zum Gondelfahren ein.

Die des Ruderns Unkundigen, die den Damen gerne eine Probe ihres Könnens und persönlichen Mutes geben wollen, tauchen die Ruder tief ins Wasser, bespritzen die mitgenommenen Fahrgäste mit Seewasser und rennen innerhalb des Hafens in die Mauer. Geschrei und Puzelbäume bei Damen und Herren sind die Folgen, worüber bei den Zuschauern allgemeine Befriedigung herrscht. Wer gönnt seinem Nächsten nicht einen Puzelbaum? Schließlich geht es doch in den See hinaus: eins-zwei, eins-zwei, — man kann sich sehen lassen! Und die Wilhelmine am hintern Platz staunt, wie der Jakob vom Turpentail im See daheim ist und rudern kann!

Kommt ein Dampfschiff, so wird ganz selbstredend in die Wellen gefahren. Das ist eine besondere Freude für den Kapitän und den Steuermann, die andauernd läuten und hupen müssen, damit die Gesellschaft ja nicht in den Radkasten rennt. Wenn es hernach in die Wellen geht, beginnt ein graufames Herzklopfen und Knieszittern und die Damen schwören, machen Gelübde und fassen gute Vorsätze, daß sie nie mehr Gondelfahren wollen, so sie heil das Ufer erreichen.

Bricht der Abend herein, dann steigen andere Leute ins Boot, — die musikalischen Seefühe. Sie können gut rudern, fahren hinaus, weil es dunkel ist und können keine Wellen brauchen. Sie erscheinen mit der Mandoline, mit der Kraxvioline, mit der Handharmonika oder mit der Trompete, auch mit einem verkanteten Geldtenor im Hals. „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen“, „Sancta Lucia“ und „Noch sind die Tage der Rosen.“ Die Leute auf den Uferbänken wünschen den Konzertgebern geschwollene Mandeln und die Uferbewohner drehen sich verzweifelt im verschwitzten Bett herum. Die draußen aber singen, orgeln, blasen und klimpern begeistert weiter, sie halten sich für gottbegnadete Künstler und Musikanten, auf die der See seit langem gewartet hat.

*

Jebo

Lieber Nebelspalter!

Das Wetter auf dem Bierwaldstättersee hat jäh umgeschlagen, die Dampfschwalbe wird hin und her geworfen und so auf ihrem Deck eine der Seekrankheit verfallene Dame. Sie stöhnt und fragt den vorbeigehenden Schiffsbeamten zum zehnten Male: „Sage Sie bitte, wie weit bin ich mer vom Land?“ Dem Beamten wird's zu dumm und mürrisch antwortet er: „Deppe zweihundert Meter.“ — „Goot sei Dangg, uf welli Siite?“ — „Grad abe!“ ist die lakonische Antwort.

DER SCHÖNE FERIEN-UND AUSFLUGSORT
BAD RAGAZ
P F A F E R S
DER HEILBRUNNEN GEGEN GICHT
RHEUMA-NERVENLEIDEN U.S.W.
AUSKUNFT DURCH DAS VERKEHRSBUREAU